

Die Diagnosen des Dr. Zimmertür [Fortsetzung]

Autor(en): **Heller, Frank**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 18

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sie auf's tiefste. Tränen folgten. Und als er am Sonntag Vormittag mißmutig und faul erwachte, und Theresje nicht schnell genug vollendete Holbseligkeit darstellte, fühlte sich Ferdinand tief gekränkt.

Theresje gab sich alle Mühe. Sie gehörte nicht zu denen, die schnell vor all den Widerwärtigkeiten austreten. Sie wollte den Kampf mit dem Dämon aufnehmen. Sie liebte doch ihren Ferdinand und wollte diese Liebe nicht dem Wirtshaus und den Jagbrüdern zum Opfer bringen. Sie kämpfte einen stillen Kampf um ihr Glück und um das ihres Kindes, das sie in sich dem Leben entgegenstrampeln fühlte.

Der Kampf dauerte jahrelang. Ferdinand war ja in Grund ein guter Karl. Er liebte seine Theresje, und er liebte auch sein kleines Mädchen, sein Büseli, das von Jahr zu Jahr köstlicher erblühte. Aber der Dämon ließ ihn nicht los. Immer mehr wußte er Gründe, die ihn ins Wirtshaus führten. Und seine Gefellen machten ihm keine Vorwürfe, keine sauren Gesichter, keine angstvollen Blicke, nein, bei ihnen galt er als mordsfeiner Kerl, den alle gern hatten.

Die Schule wurde in den ersten Jahren noch ordentlich gehalten. Mit der Zeit lösete es. Sie erschien ihm nur mehr als ein Karren der Gewöhnlichkeit. Es fehlte ihm zeitweise auch nicht an guten Vorjahren. Sein Selbstbewußtsein pendelte hin und her. Hier und da war es ganz klein. Sehr oft war es übertrieben groß, denn nicht nur fühlte er seine Macht über seine Zechtumpane, sondern er fand dazwischen immer noch Zeit zum Malen. Er malte sogar viel, besonders in den Ferien. Er hatte in der Zeitung gelesen, wie der Kunsthasse lief. Und es erschien ihm nicht schwer, da mitzulaufen. Der Künstlereruhm rückte plötzlich in greifbare Nähe. Gott sei Dank brauchte man heute nicht mehr so genau zu zeichnen und die Natur zu studieren. Das war ein überwundener Standpunkt. Man konnte mit ganz einfachen und immer einfachern Mitteln tiefste Symbolik und seelische Offenbarungen mitteilen und schöpferisch gestalten. O ja, das konnte er auch.

(Schluß folgt.)

Frank Heller: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür. Detektivgeschichten

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

14

Das Ende eines Traumes.

1.

„Ausnahmsweise einmal ein interessanter Patient“, dachte Dr. Zimmertür, als die Türe aufging.

Der Eintretende war ein junger Mann, ja, so jung, daß er zweifellos der jüngste Patient war, den der Doktor je gehabt hatte. Er war vielleicht neunzehn Jahre alt, aber wahrscheinlich erst achtzehn. Er war groß, schlank und gut gewachsen, nach allem zu urteilen Sportsmann. Wenn dieser junge Mann etwas an sich hatte, was Anlaß geben konnte zu glauben, daß er es nötig hatte, den Doktor aufzusuchen, so waren es seine Augen. Die leuchteten vor Intelligenz. Die Sache war nur die, daß sie fast zu sehr leuchteten!

Diese Reflexionen konnte der Doktor gerade noch anstellen, während der junge Mann sich neugierig im Konsultationszimmer umfah und ebenso neugierig, aber mit einem ausgesprochenen Ausdruck der Enttäuschung den Blick auf den Doktor selbst heftete. Der Doktor konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, — ein Lächeln, das ihn wie der gutmütige Mond auf Oberländers Kleinstadtbildern aussehen ließ.

„Hatten Sie sich mich anders vorgestellt?“ fragte er freundlich.

Der junge Mann errötete leicht.

„Jemand hat mir —“

„Jemand hat Ihnen von mir erzählt“, ergänzte der Doktor. Aber er vergaß zu erwähnen, wie ich aussehe. Seien Sie nur ruhig, es gibt viele dicke Beichtväter! Und streng genommen, bin ich ja Beichtvater.“

Der junge Mann lächelte flüchtig. Der Doktor bedeutete ihm, Platz zu nehmen.

„Was haben Sie zu beichten?“

Er bedachte sich einen Augenblick, schien seine Worte zu wählen und brach dann los:

„Ja — jemand hat mir von Ihnen erzählt, Herr Doktor. Ich weiß nicht, ob Sie mich nicht dumm finden und hinauswerfen werden — aber es ist also ein Traum. Ein Traum, der immer wiederkommt, nicht jede Nacht, aber mindestens jede Woche, und den ich dann die nächste Zeit darauf nicht abschütteln kann.“

Er verstummte jäh. Der Doktor schien zwanzig Jahre aus seinem Gesicht gestrichen zu haben. Er glied jetzt einem sympathischen älteren Kameraden.

„Es ist immer derselbe Traum?“ jagte er. „Ist er — wie wollen wir mal sagen — unheimlich?“

Der junge Mann — trotz seiner Jahre war er ausgesprochen Mann, nicht Knabe — schüttelte energisch seinen schönen Kopf.

„Es ist kein Alptraum“, rief er. „So etwas kann man sich ja selber wieder ausreden. Nein, es ist kein unangenehmer Traum, wenigstens nicht eher als zum Schluß, und selbst dann — nein, es ist nur das, daß ich unaufhörlich daran denken muß — aber es wird das beste sein, wenn ich ihn erzähle. Dann können Sie mich auslachen, soviel Sie wollen!“

Der Doktor wartete die Fortsetzung ab, ohne ihn weiter zu beruhigen. Mit erregter Stimme und einem fernen Blick seiner allzu klaren Augen begann er wieder:

„Es fängt in ganz verschiedener Weise an, aber fast immer in dem kleinen Kabinett bei uns zu Hause. Ich bin da mit jemandem, der sein Gesicht nicht zeigen will, einer — einer Frau. Plötzlich sind wir nicht mehr da — wir gehen zusammen eine lange Wendeltreppe hinauf, ich stütze sie, und sie lehnt sich an mich. Aber noch immer, verstehen Sie, kann ich ihr Gesicht nicht sehen, obwohl ich irgendwie bei mir selbst weiß, daß ich es kenne. Plötzlich stehe ich allein da, die Sterne über mir, die Frau ist fort, und anstatt ihrer sehe ich ein Gesicht neben mir — ein weißes Gesicht, das in der Dunkelheit leuchtet, aber das ich doch nicht ganz klar sehen kann. Ich hebe die Hand und werfe etwas, und dann — und dann ist es so, als ob das Gesicht geprenzt würde, nein, nicht geprenzt, so, als ob es zerflösse wie ein Nebelflecken. Im selben Augenblick habe ich die sonderbarste Empfindung, es ist ein Gemisch von größter Angst und Entsetzen — und dann einer unbeschreiblichen Befriedigung. Ich zittere am ganzen Körper — und dann erwache ich. Aber den ganzen nächsten Tag —“

Er verstummte. Seine Augen hatten daselbe abwesende, allzu intensive Leuchten, als ob sie irgend etwas in unerreichbarer Ferne nachjagten.

„Das ist das Ganze“, sagte er. „Aber ich kann nicht aufhören daran zu denken — wen ich da die Treppe hinaufführe, und was für ein Gesicht es ist, das ich sich auflösen sehe. Es wird nach und nach eine — sagt man nicht Zwangsvorstellung? Können Sie, der Sie derlei Dinge kennen, mir erklären, was es ist, das mir träumte, dann —“

Er verstummte abermals, offenbar ängstlich, ein Lachen zu hören. Aber der Doktor sah überaus ernst aus. Er dachte ein Weilchen nach, bevor er antwortete, und als er antwortete, war es mit einer Frage:

„Haben Sie auf eigene Hand irgend etwas gelesen, was meine Wissenschaft — die Psychoanalyse — berührt?“

„Nein!“ Die Antwort kam sofort und ohne Zögern.
„Warum denn, wenn ich fragen darf?“

Der Doktor schien die Gegenfrage überhört zu haben.
„Aber Sie lesen viel?“ fuhr er fort.

„Ja, aber warum —“

„Was lesen Sie?“

„Alles, was mir in die Hände kommt, aber am liebsten klassische Werke — Cervantes, Dante, Shakespeare.“

„Sie sind musikalisch, nicht wahr?“

„Ich spiele viel Klavier, aber nur Beethoven.“

„Ich hatte mir etwas Ähnliches gedacht“, nickte der Doktor für sich selbst.

„Sie haben es sich gedacht? Warum?“ Die noch ein wenig schrille Stimme war nicht ohne Heftigkeit.

„Weil“, sagte der Doktor freundlich, „weil Sie wie ein junger Idealist aussehen. Sie dürfen das nicht übelnehmen — die jungen Leute von heute mögen diesen Ausdruck allerdings nicht.“

Die blauen Augen in dem sonnenverbrannten Gesicht flammten auf.

„Ja, ich bin Idealist! Ich bewundere alles, was groß, schön und recht ist. Meine Mutter hat mich das gelehrt. Sie ist mein Leitstern, Herr Doktor.“

Der Doktor nickte billigend.

„Hätten Sie etwas dagegen, mir Näheres über sich selbst zu erzählen?“ fragte er.

Der Jüngling begann von sich und seinem Heim zu erzählen, von seinem Vater — flüchtig — aber um so mehr von seiner Mutter. Der Doktor nickte zustimmend. Aber als sein Besucher seinen Namen nannte, traute er anfangs seinen Ohren nicht. Aber doch, es war wahr! Es war Allan Fikroy, der bei ihm saß, ein Sohn von James Fikroy mit der berühmten „Box 526, Amsterdam“. Er verbarg seine Ueberraschung, so gut er konnte, aber wie groß auch die Sympathie war, die er instinktiv für den jungen Mann empfand, konnte er es doch nicht hindern, daß seine Bemerkungen jetzt ein wenig trocken klangen. Schließlich erhob sich der Patient.

„Und Ihre Erklärung, Herr Doktor? Und Ihr Rat?“

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Ich möchte mir Ihren Fall überdenken“, sagte er.
„Wollen Sie morgen oder übermorgen wiederkommen?“

Der junge Fikroy nickte bejahend, mit einem Ausdruck der Verwunderung, der Enttäuschung und — sah der Doktor recht — des Mißtrauens. Mißtrauen? Ach ja, Box 526, Box 526. — Denken Sie gar nicht an ein Honorar, wollte er hinzufügen, kommen Sie als mein Freund! Aber nach näherer Ueberlegung begleitete er seines jungen Patienten zur Türe, ohne etwas zu sagen.

2.

Am folgenden Nachmittag gegen fünf Uhr saß der Doktor in Beeldematers Bodega mit einem alten Bekannten, dem Polizeikommissar Groot, mit dem er zuletzt anlässlich des Attentates in Fischers Diamantenschleiferei zusammengearbeitet hatte. Sie hatten über verschiedene Dinge gesprochen, als der Doktor fragte:

„Na, was gibt es Neues aus der Kriminalwelt? Einige interessante Fälle?“

Groot, ein breitschultriger Hüne, der seinem Namen alle Ehre machte, schüttelte den Kopf.

„Und Sie, was haben Sie zu vermelden, Doktor?“

„Wenigstens einen interessanten Fall“, antwortete der Doktor über den Rand seines Orange-Bitter. „Ein vollkommen klassischer Fall. Solch einer, wie ihn Nestor unserer Wissenschaft mit Aklamation begrüßt hätte. Einen von jenen, auf die er seine umstrittenste Theorie aufbaute.“

„Haben Sie das dem Patienten gesagt?“

„Im Gegenteil. Und ich gedenke, es ihm auch nicht zu sagen. Wenn er wiederkommt, werde ich alles tun, um ihm die Dinge auszusprechen.“

„Warum?“

„Er ist noch nicht neunzehn Jahre. Ein junger Schwärmer — ein Idealist. Und wenn ich ihm die Oedipus-Sage erzählt und gesagt hätte, daß das seine eigene Geschichte ist, so hätte er vermutlich sich selbst oder mir das Leben genommen. Beides wäre ein peinlicher Gedanke, aber namentlich der erstere.“

Der Kommissar lächelte ein wenig verständnislos.

„Oedipus?“ wiederholte er.

„Erinnern Sie sich nicht an die Sage von König Oedipus? Es war sein vorbestimmtes Schicksal, seinen Vater zu töten und seine Mutter zu heiraten. Und der Nestor unserer Wissenschaft versichert, daß diese Tragödie sich hier in der Welt am häufigsten abspielen würde, wenn jeder von uns den angeborenen Trieben seines Wesens nachgeben würde.“

Der Kommissar stellte das Glas weg; in seinem breiten Gesicht malte sich Abscheu.

„Das meinen Sie doch nicht?“ gluckste er beinahe.
„Seinen Vater töten und — das soll Wissenschaft sein? Das ist doch das Widerwärtigste, was ich in meinem ganzen Leben gehört habe.“

Der Doktor nickte zustimmend.

„Unsere angeborenen Triebe sind eben nicht so besonders fein“, gab er zu. „Welcher Philosoph sagt doch, das größte Wunder, das er kenne, sei eine Stadt, ganz gleich welche, weil Tausende von Wesen deren Hauptinstinkt es sei, totzuschlagen, dort zusammenleben, ohne aufeinander loszugehen! Aber wenn der Nestor meiner Wissenschaft recht hat, sind die Gelüste, die wir als Erwachsene haben, unser ganzer furchtbarer Egoismus und alle seine Ausdrucksformen ein Nichts gegen das, was wir als Kinder waren!“

„Ja, aber da hat er nicht recht! Das ist unmöglich!“ rief der Kommissar. „Dosterhout, einen Bitter!“

„Denken Sie ein bißchen nach“, sagte der Doktor. „Ist nicht unsere Entwicklung, bevor wir geboren werden, ein Resumé der Entwicklung des ganzen Menschengeschlechtes? Müssen wir nicht eine entsprechende geistige Entwicklung durchlaufen? Wenn wir geboren werden, haben wir alle niedrigsten Triebe unserer Vorfäter in uns. Später werden sie durch Erziehung und Zwang gezügelt, aber sie kommen wieder, und zwar wo? In unseren Träumen! Da enthüllen wir uns so, wie wir wirklich sind. Da begehen wir die Handlungen, die wir im wachen Zustand nicht zu begehen wagen! Da verfallen wir wieder in die ungezügelte Selbstbehauptung unserer Kindheit — und dieser Selbstbehauptung fehlt weder schrankenlose Besitzgier noch Eifersucht, noch Mordgier, das kann ich Ihnen versichern. Sie sehen auf all dies durch einen Schleier von dreißig, vierzig Jahren zurück und sagen, es war unschuldig! Es war unbewußt, aber es war sicherlich nicht so unschuldig, wie Sie glauben! Und der Nestor meiner Wissenschaft —“

„Ich will nichts mehr von seinen abscheulichen Behauptungen hören“, sagte der Kommissar mit vibrierender Stimme. „Dosterhout, einen Bitter!“

„Es ist möglich, daß er zu weit geht“, räumte der Doktor ein. „Weil man eine epochemachende Analyse begründet hat, braucht man ja noch nicht als Theoretiker unfehlbar zu sein. Nein, auch ich finde, daß er zu sehr generalisiert. Aber eines ist sicher: hätte er meinen heutigen Fall gehabt —“

„Sie kommen von Ihrem Fall nicht los. Hätten Sie etwas dagegen, mir unter Diskretion den Namen zu sagen? Oder verbietet das das Berufsgeheimnis?“

„Alles, was mir anvertraut ist, ist einem Beichtvater anvertraut. Aber ich kenne Sie ja, lieber Freund, und weiß, daß Sie nichts ausplaudern. Der Name ist — bereiten Sie sich auf eine Ueberraschung vor — Allan Fikroy.“

(Fortsetzung folgt.)